



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Der Abgeordnete Müller-Meinungen hat sich bewogen gefühlt, dem freisinnigen Parteitage in Wiesbaden seine Meinung über die deutsche auswärtige Politik vorzutragen, und die Frankfurter Zeitung hat ihm den Dienst geleistet, diese Rede auf ein Piedestal zu stellen, damit sie der Mitwelt nicht verloren gehe. Die Frankfurterin selbst ist dabei der Ansicht: „Eine den Parteitagen der letzten Woche gemeinsame Erscheinung war das lebhafteste Interesse für die auswärtige Politik, das Mißtrauen in die Haltung oder in das Geschick (sic) der leitenden Kreise und die starke Betonung der Friedenslust des Volkes; man will mit England ebenso ein gutes Verhältnis, wie man es nicht begreifen könnte, wenn wegen des bißchen Marokko ein Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland entstünde.“ Dieses solchergestalt bekundete Mißtrauen der Frankfurter Zeitung in die Leitung der deutschen Politik ist freilich um so auffälliger, als sie in Berlin bekanntlich über einen der bestinformierten Korrespondenten verfügt, wie deren der deutschen und der ausländischen Presse in Berlin nur sehr wenig zur Verfügung stehen, von dem sie wohl auch über die Spannungen mit England ebenso wie über das „bißchen Marokko“ sorgfältig und korrekt auf dem laufenden gehalten worden ist. Die Parteitage „der letzten Woche“ waren doch nur die Jenersen Blamage der Sozialdemokratie und die vergnügliche Zusammenkunft der Freisinnigen im Rheingau. Ob die Frankfurterin den Freisinnigen eine Ehre erweist, wenn sie diese mit den Sozialdemokraten in eine Kategorie bringt und ihre politische Weisheit mit den sozialdemokratischen Verriicktheiten in einen Topf wirft?

Herr Müller meinte, die englischen Verhältnisse seien geradezu ein typisches Beispiel dafür, was eine fanatische und kurzfristige Presse in der auswärtigen Politik sündigen könne. „Die großen Massen des Volks wollen weder in England noch in Deutschland etwas von diesen blöden Hezereien wissen. In England sitzt der von der Presse künstlich aufgestachelte Haß in einem Teile des politisch völlig verheßten Kleinbürgertums.“

Hierin irrt Herr Müller wieder einmal, wie er sich leider in so vielen Dingen zu irren pflegt. Die großen Massen sind in England ausgesprochen antideutsch, antideutsch ist die Stimmung der Arbeiter gegen ihre in England arbeitenden deutschen Berufsgenossen, die der Handlungsgehilfen gegen ihre deutschen Kollegen usw. Das Mado in Germany war doch auch nicht etwa aus einem Wohlwollen gegen Deutschland, und keineswegs aus den Kreisen des Kleinbürgertums, der Gevatter Schneider und Handschuhmacher, hervorgegangen, sondern aus den Kreisen der englischen Exportindustrie; die Bewegung reichte weit nach Indien, Kanada und Australien hinein und strömte von dort in das Mutterland zurück. „Den Kreisen des Kleinbürgertums“ gehört doch auch wohl der bekannte Seelord Mr. Lee nicht an, auch nicht den Kreisen, die sich von der Presse in einen künstlichen Haß hineinheßen lassen, ebensowenig der Admiral Fisher, die Seele der gegen Deutschland gerichteten Neuorganisation der englischen Flotte. Jenen Kreisen gehört auch der Hof nicht an, dessen Verhalten bei der Vermählung des deutschen Kronprinzen so allgemein aufgefallen ist. Auch irrt der sonst so allwissende Abgeordnete Müller in der Annahme, daß die englische Presse, gleich der deutschen freisinnigen und der sozialdemokratischen, ihr Publikum jahrelang künstlich in einen Haß hineinheßen könnte. Der Engländer, der ja freilich von den andern europäischen Völkern oft recht wenig weiß und das Wenige nur aus seinen Zeitungen, pflegt sich doch in sehr viel höherem Maße, als die deutschen Zeitungsleser es im allgemeinen tun, seine Meinung selbständig und unabhängig zu bilden.

Es ist einmal das Wort gesprochen worden: In England schreibt sich das Publikum seine Zeitung selbst. Das ist bis zu einem gewissen Grade auch heute noch richtig. Kein Editor im Vereinigten Königreich könnte es wagen, seinen Lesern jahrein jahraus Verdächtigungen aller Art gegen Deutschland vorzusetzen, wenn er

nicht wüßte, daß er ihren Anschauungen und ihrer Geschmacksrichtung damit entspräche. Das Publikum würde sich das gar nicht gefallen lassen. Ein recht lehrreiches Beispiel sind die unaufhörlichen Lügennachrichten aus Deutsch-Südwestafrika, die, obwohl regelmäßig als Schwindel entlarvt, von der englischen Presse immer wieder aufgenommen und verbreitet werden, weil der für Deutschland nachteilige Inhalt den englischen Wünschen entspricht. Als jüngst die Nachricht telegraphiert wurde, daß Hereros und Hottentotten einen unglaublich langen Wagenzug im Rücken der fechtenden deutschen Truppen erbeutet hätten, was eine schwere Niederlage der Deutschen bedeute, da war der Daily Mirror, ein Londoner Witzblatt, flugs bei der Hand, ein Spottbild daraus zu machen, worin er Reihen gefesselter deutscher Soldaten im Paradeschritt einherziehen ließ, umtanzt von den bewaffneten Wilden, und im Vordergrund John Bull, der sich die Frage stellte, ob er nicht dem Hottentottenhäuptling eine Glückwunschdepesche zu dem Siege schicken solle. Er könne dazu den — darunter abgedruckten — Text des Telegramms des Kaisers an den Präsidenten Krüger wörtlich gebrauchen. Als Kaiser Wilhelm sein Telegramm an Krüger sandte, handelte es sich um einen Einfall gefeszelter Banden in ein Land, mit dem wir seit elf Jahren durch einen Freundschafts- und Handelsvertrag verbunden waren, auf Grund dessen wir allerlei Rechte hatten. Deutschland war somit an der Erhaltung des bestehenden öffentlichen Rechtszustandes in hohem Grade interessiert. Bismarck, der damals noch lebte, und der von Politik ja wohl immerhin etwas verstand, war über das Telegramm aufrichtig erfreut. Die Erregung der englischen Presse war ihm schwer begreiflich, er meinte: eigentlich hatte die Königin Viktoria das Telegramm absenden müssen. Wenn die Engländer sich vergegenwärtigen, daß sie damals einem Flibustierunternehmen gegen eine geordnete Staatsgewalt und ein unabhängiges Land Beifall zollten, einem Unternehmen, das von ihnen, wenn gegen englischen Besitz gerichtet, mit schwersten Leibes- und Lebensstrafen bedroht ist, so haben sie heute, auf den Trümmern der Burenrepubliken, keinen Grund, über das Telegramm zu spotten, sondern allen Anlaß, sich ihrer damaligen Haltung zu schämen. Blätter, wie der Daily Mirror, arbeiten aber sicherlich nur im Sinne der Instinkte der Masse, denen sie damit schmeichelnd entgegenkommen wollen.

Herr Müller übersteht weiter, daß Völker nicht von Sympathien oder Antipathien bestimmt und geleitet werden, sondern von Interessen; ihre Sympathien sind da, wo ihre Interessen sind. Unsere Schiffahrt, unser Handel, unsre überseeische Betätigung, sogar unsre bescheidne Flotte sind drüben unbequem geworden. Es bedarf keines Hervorhebens, daß kein Engländer 20 000 deutsche Soldaten und ein Geschwader von 23 Schiffen, das mit Dampfschiffen den Yangtse besuhr, gern in China sah. Erst damit und mit der Yangtse-Konvention ist das Gefühl eines außergewöhnlichen Wachstums Deutschlands zur See in den Allgemeinbesitz des englischen Volkes übergegangen. Ein deutscher Oberbefehlshaber hatte in China die Rolle, die sonst bei solchen Anlässen einem englischen General zuzufallen pflegte! Wir wollen das Thema nicht weiter ausspinnen, Material genug wäre vorhanden. Diese ganze Summe von urfächlichen und zwar rein sachlichen Dingen läßt Herr Müller-Meinungen einfach unberücksichtigt und unberührt. Die Presse eines Landes kann gelegentlich in ihrer Stellung zu Vorgängen im Auslande irren und fehl greifen und einen Teil der Nation in einen falschen Kurs hineinsteuern, das ist z. B. bei einem nicht geringen Teile unsrer Presse, die liberale eingeschlossen, während des südafrikanischen Krieges der Fall gewesen; aber ein solcher Mißgriff wäre doch nicht eine längere Reihe von Jahren möglich, am allerwenigsten in England, wenn er nicht einer bestimmten Richtung der öffentlichen Meinung entspräche. Right or wrong — my country! Großbritannien stand im Kriege gegen die Buren, mit dem festen Entschluß, sie endgiltig niederzuwerfen. Es hatte für die Herbeiführung des Krieges die Moral nicht auf seiner Seite, das haben viele Stimmen in England selbst zugegeben, aber es konnte trotzdem mit Recht sagen: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Eine starke öffentliche Meinung in Deutschland hat mit einem großen Teile der Presse in diesem auch für England

sehr schweren Kriege auf der Seite der Gegner Englands gestanden. Kein Wunder, wenn sich in den durch das Anwachsen der überseeischen Bedeutung Deutschlands ohnehin verstimmtten Engländern die Antipathien inzwischen verdichtet haben. Es ist dies nicht bei der ganzen Nation in demselben Maße der Fall. Deutschland hat im Gegenteil noch sehr viel Freunde in England, die für eine Politik der Allianz gegen Deutschland im Stil Delcassés nicht zu haben wären. Aber eine starke Mißstimmung ist vorhanden, die dem wachsenden Deutschland gilt, und es wäre politisch wie militärisch ein Fehler, nicht mit ihr zu rechnen. Herr Müller meint nun: „Das Mißtrauen, das gegenwärtig gegen uns in der ganzen Welt — mit Ausnahme von Kosakien (!) — leider besteht, beruht mit auf dem Mangel an Stütze im Parlament, erscheint zu sehr als der Ausfluß eines wechselnden autokratischen Systems.“ Während Herr Müller auf der einen Seite behauptet, daß in England die Presse gegen uns heßt, wirft er der deutschen Politik die Annäherung an „Kosakien“ vor, wie er „Rußland“ in den parteitäglichen Jargon übersezt, wohl in der Annahme, durch Beleidigung und Verspottung Rußlands uns dort Freunde zu erwerben! Und dabei donnert Herr Müller in einem Atemzuge gegen die „Isolierung,“ in der wir uns „durch die zünftige Diplomatie“ angeblich befinden. Wahrlich, *difficile est satyrum non scribere!*

Mit wem sollen wir denn eigentlich gehn? In dem Maße, wie England sich abgeneigt zeigt, werden wir uns ganz selbstverständlich Rußland zuwenden. Die erprobten Traditionen unsrer Politik weisen uns darauf hin, Rußland im Unglück nicht im Stich zu lassen. Das ist mit vollster Loyalität geschehn, und als die Stunde gekommen war, wo mit Aussicht auf Erfolg am Frieden gearbeitet werden konnte, hat Kaiser Wilhelm seinen ganzen persönlichen Einfluß und den Einfluß der deutschen Politik zugunsten dieses Friedens eingesetzt. Dadurch sind wir mit Rußland so fest verbunden, daß weder Rußlands Freundschaft zu Frankreich noch eine Abmachung mit England, zu der dieses mit allen Mitteln drängt, an den deutsch-russischen Beziehungen etwas zu ändern vermag. Auch Herr Müller-Meinungen nicht.

Herr Müller sieht darin „rückschrittliche Tendenzen.“ In Paris und in London wird man davon gern Vorwerk nehmen. Es ist genau die alte Geschichte wie 1863, nichts gelernt und nichts vergessen, wo die diplomatischen Vertreter Englands und Frankreichs Bismarck morgens dieselben Reden hielten, die er wenig Stunden später fast wörtlich von der fortschrittlichen Seite im Abgeordnetenhaus zu hören bekam! Auch damals hat die Politik der „Stütze im Parlament“ entbehren müssen und ist doch die richtige, sehr bald von Freund und Feind respektierte gewesen. Auswärtige Politik läßt sich mit Parlamenten, deren Mitglieder darin keine Erfahrung haben und von den Dingen meist so wenig verstehen wie der Blinde von der Farbe, überhaupt nicht machen. Das ist schon in frühern Zeiten nicht ausführbar gewesen, im Zeitalter der weitestgehenden Öffentlichkeit, des Telegraphens und des Telephons, das die wichtigsten Entscheidungen in den kürzesten Fristen verlangt, erst recht nicht. Wenn Herr Müller sagt: „Der Zug unsrer Politik geht nach Osten zurück, während die Kultur und Aufklärung, die Sympathien für Völker und deren Einrichtungen uns nach Westen führen,“ so ist das nichts weiter als eine schönrednerische Phrase. Bismarck würde vielleicht wieder an den Rand schreiben: Die reine Phrasengießkanne! Politik wird nicht — wir wiederholen es — nach Sympathien, sondern nach Interessen gemacht, ausschließlich und allein nach Interessen. Haß und Liebe, Sympathie und Antipathie werden immer hinter die Interessen zurücktreten. Hätte England nicht so gewichtige Interessen in seinem Handel und seiner Schifffahrt mit Deutschland — würde der Krieg vielleicht längst entbrannt sein. Was ihn verhindert, sind nicht Sympathien oder Phrasen, sondern die Zahlen der wirtschaftlichen Bilanz. Auch ist es nicht richtig, daß unsre Politik nach Osten „zurückgeht,“ während Kultur und Aufklärung nach Westen drängen. Gerade der ferne Osten ist der Brennpunkt aller großen internationalen Interessen geworden. Und was „die Einrichtungen“ der „westlichen Völker,“ also der Eng-

länder und der Franzosen anlangt, so wollen wir zugeben, daß diese beiden Nationen uns allerdings überlegen scheinen gegenüber der Rückständigkeit, in die wir durch unser „Einkammersystem,“ zusammen mit dem allgemeinen Stimmrecht, gelangt sind. Dieses System erweist sich von Jahr zu Jahr mehr als ein Hemmnis jedes wahrhaft nationalen Aufschwungs, indem es dem einzelnen Abgeordneten einen Anteil an der nationalen Souveränität zuweist, der weit größer ist, als in irgendeinem andern Kulturstaate, größer als er ihn mit seiner Verantwortlichkeit zu decken vermag. In der Reichsfinanzfrage sind wir damit schon auf den toten Strang gekommen, die teuern Lehren von Südwestafrika wären uns ohne diese politische Rückständigkeit ebenfalls erspart geblieben. Wir haben nicht mehr viele Erfahrungen zu machen, bis wir vor die Frage gelangen, was wichtiger und was notwendiger ist: ob Deutschland — oder sein heutiges parlamentarisches System.

Und das „bißchen Marokko,“ um auch die Frankfurter Zeitung beim Wort zu nehmen? War die Situation nicht so, daß Deutschland systematisch und unter bedrohenden Konstellationen von der Beratung über die Zukunft eines Landes ausgeschlossen werden sollte, wo es vertragsmäßig verbürgte Rechte hatte? Hätte sich Deutschland diese erste Ohrfeige geben lassen, die zweite wäre bald darauf noch schallender gewesen. Nicht das „bißchen Marokko,“ sondern unsere Ehre und Würde, unsre internationale Achtung und Geltung standen auf dem Spiel. Da hieß es, zu fassen. Deshalb ging Kaiser Wilhelm ohne Rücksicht auf persönliche Gefahr nach Tanger; sein Erscheinen dort gab dem Sultan die Selbständigkeit zurück und bekundete vor der Welt, daß Deutschland nicht gewillt sei, sich und seine Rechte ohne weiteres beiseite schieben zu lassen. Das Resultat liegt heute vor. Deutschland hat den Franzosen den marokkanischen Bissen wieder aus dem Halse gezogen und hat die Entscheidung über Marokkos Zukunft unter Vereinbarung mit Frankreich von einer europäischen Konferenz abhängig gemacht. Wahrlich, wir haben alle Ursache, mit diesem friedlichen Ergebnis recht zufrieden zu sein, und man muß sich wundern, daß Herr Müller-Meinungen einem Erfolge, der doch gerade in der Richtung der von ihm empfohlenen Politik liegt, die Anerkennung verweigert. Im Gegenteil, er schmätzt die „zünftige Diplomatie.“ Eine andre als die „zünftige Diplomatie“ hätte da überhaupt nichts zustande gebracht, eine Diplomatie im Stile des Herrn Müller-Meinungen würde direkt in den Konflikt geführt haben, schon aus dem einfachen Grunde, weil ihr die Personen- und Sachkenntnis und jene richtige Einschätzung des Augenblicks gefehlt hätte, die nur auf dem Wege langer Erfahrung gewonnen werden kann.

Wir schreiben im Eingang, die Frankfurter Zeitung habe Herrn Müller ein Piedestal errichtet. Zufällig fällt unser Blick auf den „Sockel“ der betreffenden Seite, das Feuilleton, das die Erlebnisse eines Augenzeugen des großen Frankfurter Rehraus vom Juli 1866 schildert, übrigens voller Anerkennung für die preussische Armee geschrieben. Darüber erhebt sich die Rede des Herrn Abgeordneten Müller mit ihrer geringschätzigen Beurteilung der zünftigen Diplomatie, die des Vertrauens des Volkes so unwürdig ist, eine Ablagerungsstätte des Feudalismus, ohne Fühlung mit dem Volke. Das „Volk“ ist selbstverständlich Herr Müller. Wer war es denn anders als die viel geschmähte „zünftige Diplomatie,“ die damals ohne jede „Stütze im Parlament“ durch Dornen und Gestrüpp die Wege zur Einheit und damit zu einer politischen Freiheit brach, die uns fast über den Kopf gewachsen ist, zugleich zu einer wirtschaftlichen Befreiung, die uns längst die Bewunderung und den Reiz der andern eingetragen hat! Wir glauben, daß Deutschlands Vorgehn in der marokkanischen Sache dieser großen Tradition nicht unwert gewesen ist! Und mehr noch! Unsrer Unterhändler haben dabei Gelegenheit gehabt und genommen, mit den Franzosen einmal den Kelch bis auf den Boden zu leeren, und da hat sich denn auch noch manche andre Anknüpfung für eine fernere Zukunft gefunden, die es in Frankreich einer kommenden Generation erleichtern mag, unter 1870 den Strich zu ziehn, den Frankfurt seit langem unter 1866 gezogen hat — dank der zünftigen Diplomatie.

g

Marokko. Wo aller Augen seit vielen Monaten mit banger Sorge oder aber doch mit gespannter Erwartung des zu Befürchtenden oder zu Erhoffenden auf die Nordwestecke des dunkeln Weltteils gerichtet sind, heißen wir ein Buch*) willkommen, das gerade zur rechten Zeit erscheint, daß es uns diesen „vordersten,“ darum aber um so unbekanntern Orient einmal in knappen aber scharfen Zügen, wie wir sie eben bei Schanz gewohnt sind, vor Augen rücke. Es ist kein sprühend oder blühend geschriebnes Büchlein, mit dem uns der bewährte Verfasser diesmal beglückt; im Gegenteil, man merkt ihm hier die dem „Weltreisenden“ ungewohnte Arbeit an, einmal tiefgründigen geschichtlichen Boden beackern zu müssen. Etwas mühsam, aber doch mit bemerkenswerter Gewandtheit arbeitet sich der Verfasser demgemäß durch den umfangreichen Stoff hindurch: in zehn Kapiteln gibt er zunächst eine Generalübersicht über die Natur des gesamten Nordafrika, die Geschichte und das Volkstum seiner Bewohner; in analoger aber erweiterter Form behandelt er darauf das für uns weit wichtigere Marokko nach seiner Geschichte, seinen Bodenschätzen, den wirtschaftlichen, den politischen und den religiösen Verhältnissen seiner Bewohner. Den Schluß bildet eine Skizze der französischen Pläne, wie sie sich unsre Nachbarn vor dem Eingreifen der deutschen Regierung — Schanz hat sein Buch schon am Beginn des Jahres abgeschlossen — ausgemalt und gedacht hatten. Etwas anders dürfte sich die Entwicklung des „Mghreb el Akfa“ in Zukunft doch wohl gestalten. Der Wert des gerade in seiner Knappheit guten Buchs wird durch einige Unrichtigkeiten im Ausdruck (Tuaregs statt Tuareg, dann das schreckliche sächsische Nester) nicht geschmälert.

K. Wenke

Vom Neuen Testament. Allen Gebildeten, die sich über die Ergebnisse der Bibelkritik in Beziehung auf das Neue Testament unterrichten wollen, sei das kleine Buch warm empfohlen: *Urchristliche Literaturgeschichte* von Dr. Hermann Freiherrn von Soden. (Berlin, Alexander Duncker, 1905.) Es beruht auf gründlicher Gelehrsamkeit und selbständiger Forschung, ist aber nicht in ungenießbarer Gelehrtensprache geschrieben, sondern befriedigt Geist und Gemüt durch innige Religiosität und durch eine Gestaltungskraft, die uns die Personen und die Zustände der apostolischen und der nachapostolischen Zeit in anmutenden Bildern von überzeugender Lebenswahrheit vorführt. Und dem gläubigen Sinne gewährt es die tröstliche Gewißheit, daß das gewaltige Werk der neutestamentlichen Kritik, an dem anderthalb Jahrhunderte gearbeitet haben, der Kirche zum Heile ausgeschlagen ist. Absolute Gewißheit ist freilich auf diesem Gebiete nicht zu erreichen, aber die an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit, mit der sich der Vernünftige begnügt, muß man Sodens Ergebnissen zugestehn; begründete abweichende Meinungen sind nur in Beziehung auf untergeordnete Punkte möglich. Die Hyperkritik ist überwunden. Jesus und Paulus für mythische Personen zu halten, wofür sie jetzt Kalthoff wieder ausgibt, kann keinem nüchternen Kritiker mehr einfallen. Echt sind von den paulinischen Briefen der erste an die Thessalonicher, die zwei nach Korinth, der an die Gemeinden Galatens, der an die Christen in Rom (Kap. 16 Vers 1 bis 20 ist wahrscheinlich ein aus Versehen hineingeratener Brief an die Ephesier), die Briefe an die Kolosser, an Philemon und an die Philipper. Nach der Zerstörung Jerusalems sind die drei synoptischen Evangelien geschrieben worden, denen außer mündlichen Überlieferungen zwei schriftliche Quellen zugrunde liegen: die Sammlung von Jesuswörtern, die der Apostel Matthäus veranstaltet, und die Petruspredigt, die Markus aufgezeichnet hat. Nach der Verfolgung des Domitian hat der Verfasser des dritten Evangeliums die Apostelgeschichte, die Bruchstücke des Reisetagebuchs des Lukas enthält, geschrieben, um die Christen vor den römischen Obrigkeiten zu verteidigen, und sind der Hebräerbrief, der erste Petrusbrief, der Epheserbrief, die Pastoral-

*) Moritz Schanz, *Nordafrika, Marokko*. Halle a. S., Gebauer-Schwetsche, 1905. 190 Seiten Groß-Oktav. 3,60 Mark. (Zugleich II. Serie 6. Heft der *Angewandten Geographie*, nur für deren Abonnenten 3 Mark.)

briefe im Hinblick auf überstandne und drohende Verfolgungen abgefaßt worden. Demselben Anlaß verdankt die Apokalypse ihren Ursprung, in die eine christlich retouchierte jüdische Apokalypse (8, 1 bis 22, 5) aufgenommen worden ist. Verfasser des christlichen Teils sowie der drei Johannesbriefe ist der „Busenjünger,“ der ephesinische Presbyter Johannes (der nicht mit dem Apostel Johannes identisch ist); und dessen Predigt hat einer seiner Schüler, ein alexandrinisch gebildeter Mann, mit seinen eignen Spekulationen verschmolzen und um das Jahr 110 im vierten Evangelium seine eigentümliche Auffassung der Person und der Lehre Jesu niedergelegt. Der zweite Thessalonicherbrief gehört in die Periode der Pastoralbriefe, und der Jakobus-, der Judas-, der zweite Petrusbrief werden als Nachzügler der neutestamentlichen Literatur bezeichnet. Wir wollen die Charakteristika der Apokalypse abschreiben, aus der die Leser ersehen werden, daß durch die unbefangene Anerkennung des menschlichen Anteils an der Entstehung der neutestamentlichen Literatur das fromme Gemüt nichts verliert. „So kam die Christenheit zu ihrer Apokalypse und damit zur Übernahme einer krausen, allzeit die Phantasie auf Luft- und Nebelwege verlockenden Fülle jüdischer, von Leidenschaft durchglüheter, doch bei der Übernahme da und dort durch Übermalung erweichter Phantastereien, denen gottlob trotz allem bizarren ein großartiger Zug nicht fehlte; aber auch in den Besitz von abgeklärten fast ätherischen Bildern der ersehnten Ziele alles Erdenringens, wie sie nur im Feuer der Trübsal geläuterte Frömmigkeit schaffen konnte, Bilder, die ihr auf ihren Erdenfahrten nach der Ewigkeit noch immer den Dienst geleistet haben, den die Sterne dem auf der See treibenden tun. Und diese jüdischen Phantasien haben einen Christen von wunderbarer Bildnerkraft und Reinheit der Phantasie zu nicht minder erhabnen Schöpfungen veranlaßt, die an abgeklärter Harmonie und ausgeglichnem Geschmack jenen jüdischen, die sie erzeugt haben, weit überlegen sind. Ja die Sendschreiben an die sieben Gemeinden sind von einer Mischung herber sittlicher Strenge mit inniger Milde und religiöser Wärme, durch die sie zu den wertvollsten der in der neutestamentlichen Sammlung uns vermittelten Bekenntnisse und Zielsetzungen des Archchristentums zählen. Zugleich haben die Traumgesichte der Juden von weltgeschichtlichen Ereignissen in den Christen unter dem Druck der Verfolgung den Zug zur Auseinandersetzung mit der Welt gestärkt, sie gelehrt, geschichtlich zu denken und ihre Gemeinschaft mit großen Bewegungen der Weltgeschichte in Verbindung zu bringen und sie so vorbereitet, selbst mit großen Zielen in diese Geschichte einzutreten. Endlich wurde der Christenheit hierdurch ein Buch geschenkt, das ihren durch die Evangelienerschöpfung stark an die große Vergangenheit geketteten Blick immer wieder nach der Zukunft hin spannte und ihr so den eigentlichen Atem aller, zumal der christlichen Frömmigkeit, ja alles Lebens stärkte: die Hoffnung.“ — Einen vortrefflichen und überzeugenden Beweis dafür, daß Jesus Christus wirklich gelebt hat, gestorben und auferstanden ist, führt Oberlehrer Th. Schneider in dem Vortrage: Was wissen wir von Christus, den er zusammen mit einem andern über das Johannisevangelium (bei H. Heuß in Wiesbaden 1905) herausgegeben hat unter dem Titel: Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und der Sadducäer. — Aus dem Zwiespalt zwischen der heutigen weltgeschichtlichen Lage und den veralteten Formen des Christentums die Seelen durch Weiterentwicklung der christlichen Religion zu erlösen, haben sich Gelehrte verschiedner Berufe vereinigt. Sie geben (bei F. F. Lehmann in München 1905) Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion heraus. Der vorliegende Band enthält zehn wertvolle Abhandlungen. Für die besten halten wir: Wesen und Ursprung der Religion von Professor Dr. L. von Schroeder; Das Alte Testament im Lichte der modernen Forschung von Professor Dr. H. Gunkel; Wissenschaft und Religion von Professor Dr. Cucken; Religion und Schule von Professor Dr. W. Rein; Die gemeinschaftsbildende Kraft der Religion von Liz. G. Traub; Das Wesen des Christentums von Liz. Dr. G. Wobbermin. — Luther als deutscher Mann vom Realgymnasialober-

Lehrer Dr. Hermann Melzer in Zwickau (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1905) gehört streng genommen in eine andre Klasse von Schriften, mag aber, da wir gerade keine sonstigen Vertreter dieser Klasse zur Hand haben, bei dieser Gelegenheit protestantischen und auch katholischen Lesern empfohlen sein.

Für Pilzfreunde. Beim Erscheinen des dritten Bandes des Michaelischen Pilzbuchs*) möge nochmals auf diese vortreffliche Veröffentlichung hingewiesen werden. Sie stellt ein sichres und unentbehrliches Hilfsmittel für alle Pilzfreunde dar, mögen diese nun ausgehn, Speisepilze zu suchen, oder einem wissenschaftlichen Interesse folgen. Das Werk übertrifft an Reichhaltigkeit viele, an Klarheit und Richtigkeit der Abbildungen alle vorhandnen Pilzbücher, wofür der Dank neben dem Verfasser und dem Verleger dem Maler der Abbildungen, Herrn A. Schaufuß, sowie der Reproduktionsanstalt, die die Aquarelle tadellos in photomechanischem Dreifarbendrucke wiedergegeben hat, gebührt. Das ganze Werk umfaßt jetzt 307 Pilzgruppen, darunter 159 Abbildungen eßbarer Pilze, was vielen, die ihre Pilzkenntnis auf Steinpilz, Pfifferling und Champignon beschränken, überraschend sein dürfte. In der Tat, man verfährt mit seinem Pilzvorrat nach Art des Verschwenders. Eine einzige schädliche oder verdächtige Art wie der Speiteufel unter den Täublingen genügt, die ganze Familie in den Bann zu tun — sehr zu Unrecht. Mit dem Michael in der Hand wird es auch dem Ununterrichteten gelingen, die guten von den unbrauchbaren Pilzen mit Sicherheit zu unterscheiden.

Der vorliegende dritte Band bringt nun die seltnern Arten, sowie solche, die praktisch von geringrer Bedeutung sind, enthält aber doch unter seinen 131 Gruppen 47 eßbare Pilze. Von dem Michaelischen Werke sind folgende Ausgaben erschienen: A. Ausgabe für Schulen, 7, 9 und 10 Tafeln mit Text, je 8 Mark; B. Buchausgabe, 3 Bände, je 6 Mark; C. Volksausgabe, 29 Gruppen in einem Bände, 1,50 Mark. In Aussicht gestellt sind noch Pilzbestimmungstabellen, für die die Abbildungen das Illustrationsmaterial darstellen, und mit denen auch die Systematik zu ihrem Rechte kommen wird.

m. u.

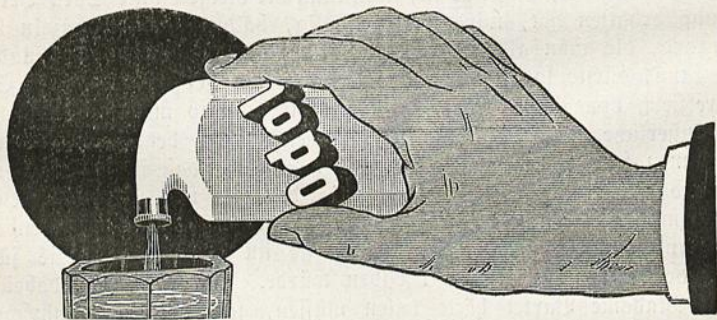
Madame Bartet. Die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion an Madame Bartet hat den französischen wie den ausländischen Berichtstattern viel zu reden gegeben, und der Umstand, daß nur sie, nicht auch die vielgenannte Sara Bernard diese Auszeichnung erhalten hat, wird bald beifällig, bald mit Stirnrünzeln besprochen. Sara Bernard, die man als ein perpotuum mobile von Betätigung und Reklame bezeichnen kann, dürfte so ziemlich jedem Grenzbotenleser, der sich für Schauspielkunst interessiert, von Person bekannt sein. Sie mag so manchem von uns wegen ihres auf äußerliche Erfolge gerichteten Strebens wenig behagen, aber man mußte voreingenommen sein, wenn man nicht zugeben wollte, daß sie mit gewissen immer etwas morbide anmutenden Leistungen einzig dasteht, und daß ihre Befähigung, wenn sie damit nur der Kunst und nicht — wir wollen sagen nebenbei — der Ruhmsucht und der Geldgier gedient hätte, sie im Théâtre Français für gewisse Rollen auf den ersten Platz gestellt haben würde. Wenn sie sich dabei in einige Rollen mit Madame Bartet hätte teilen müssen, so würde es wahrscheinlich im Publikum zwei Parteien gegeben haben, die Grünen und die Blauen, und wenn die Grünen für Madame Bartet gewesen wären, würde der Paris und Frankreich zu früh entrißene lebenswürdige aller Theaterkritiker, Francisque Sarcey, an der Spitze der Grünen gestanden haben. Er nannte zwar Madame Bernard la grande Sara, aber sein Herz, sein Geschmack und sein Urteil gaben ihrer zurückhaltendern Rivalkin, von der man nie eine Photographie in irgendeinem Schaufenster sah,

*) Edmund Michael, Führer für Pilzfreunde. Die am häufigsten vorkommenden eßbaren, verdächtigen und giftigen Pilze. 3 Bände. Zwickau (Sachsen), Druck und Verlag von Förster und Borries.

den Vorzug. Da Madame Bartet — das fühlt man auch, wenn man sie auf der Bühne sieht und hört — eine Dame ist, so ist der Genuß, den man von jedem Abend hat, an dem sie auftritt, mit dem von vielen andern vielleicht nicht minder begabten Schauspielerinnen gewährten nicht zu vergleichen. Francillon, eine Rolle, die der jüngere Dumas für sie geschrieben hat, ist vielleicht ihre größte und eigentümlichste Leistung: man vergißt, wenn man ihrem Spiele folgt, daß man sich der Bühne und nicht der Wirklichkeit gegenüber befindet, und die Überzeugung, daß man es in Francillon mit einer Frau zu tun hat, an der schlechtdings kein Makel haften kann, ist infolge des von Madame Bartets Persönlichkeit gemachten Eindrucks so unbedingt, daß man auch durch das etwas gewagte Experiment mit dem unbekanntem jungen Mann und dem cabinet particulier nicht für einen Augenblick an ihr irre wird. Die sogenannten Habitues der Maison de Molière werden wohl genau wissen, was Jules Claretie veranlaßt hat, an maßgebender Stelle seinen Einfluß zu Madame Bartets Gunsten geltend zu machen. Neben ihren großen Kunstleistungen wird wohl auch die Stellung, die sie sich in der besten Pariser Gesellschaft zu verschaffen gewußt hat, ausschlaggebend gewesen sein, und man wird die Gelegenheit nicht ungern benutzt haben, öffentlich zu bekunden, daß man den stetigen Eifer, mit dem Madame Bartet der Comédie treu geblieben ist, den fahrenden Abenteuern der großen Sara vorzieht. Wenn diese einem Berichterstatter, der sich unbegreiflicherweise mit der Frage, ob sie Madame Bartet schon beglückwünscht habe, bei ihr eingeführt haben soll, ihre Verwunderung über das Geschehene ausgesprochen hat, so beweist das nur, daß sie sich von der Art ihrer Berühmtheit einen falschen Begriff macht: das von ihr und ihrer Reklame unabhängige, überaus feinfühlige und klarsehende Publikum ist mit dem, was geschehen ist, durchaus einverstanden. Hätte man — und hier liegt der Hase im Pfeffer — beide Damen dekoriert, so würde die sich nie an zweite Stelle rückende Sara der Welt durch bereitwillige Berichterstatter klar gemacht haben, Madame Bartet habe das Kreuz nur bekommen, damit sie ihr, der großen Sara, als Begleiterin diene.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zurzeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.